



Schmachtendorf Milchbauer Bernhard Stratmann
Milchbetrieb an der Straße "Zum Steinacker"

März 2009

Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag	Sonntag
						1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30	31					

Kindheitserinnerungen eines Schmachtendorfers

Siegfried Pollheim, Jahrgang 1929, erinnert sich,

dass es auf dem Gelände der heutigen Siedlung "Dellerheide" ein Russenlager mit eigenem Bahnhof an der Bahnlinie Oberhausen - Wesel gab. Es waren Russen, meist aus der Ukraine, die als Gefangene oder Dienstverpflichtete in deutschen Rüstungsindustrien arbeiten mussten. Um sie schneller an die Arbeit zu bringen in Essen, Oberhausen oder sonst wo, wurde eigens ein eigener Bahnhof errichtet.

Die Lagerbewohner, Männer und Frauen, wurden nicht streng bewacht und konnten daher Kontakt mit uns Bewohnern der Umgebung aufnehmen.

Dass es noch vor 50 - 60 Jahren in fast jeder Familie eine so genannte Hausschneiderin gab. Das waren meist gelernte Schneiderinnen oder talentierte Frauen mit eigener Nähmaschine. Auf platt wurden sie oft die "Nähsche" genannt. Die Termine standen schon früh im Jahreskalender, oft zu besonderen Familienfeierlichkeiten.

Wenn ich an unsere Hausschneiderin denke, sie wurde von uns Tante Hilde genannt, war aber nicht mit uns verwandt. Sie wohnte in Fuhlenbruck, kam mit dem Fahrrad und blieb meist einige Tage.

Sie war keine Hofschneiderin, konnte aber gut improvisieren. Aus einem alten Mantel machte sie z. B. Hosen für die Jungen. Wir waren nicht sehr begeistert, denn die Hosen waren viel zu groß und entsprachen nicht unbedingt unseren modischen Vorstellungen, sondern mehr dem "Borbecker halblang". Meine Schwester war älter als ich und meist ging sie laufen, wenn die Schneiderin kam. Sie hatte Angst vor einem neuen Kleid oder Rock aus alten Klamotten. Kleider wurden weiter oder länger gemacht, Röcke kürzer, weil der Saum nicht mehr gut war. Mäntel, die abgenutzt waren oder verschossen (die Stoffqualität war auch nicht immer die beste), wurden einfach gewendet. Bett- oder Tischwäsche wurde geflickt. Mit den abgefallenen Lappen wurde zum Schluss das Arbeitszeug geflickt.

Die Tage mit der Nähsche vergingen schnell. Sie hatte vollen Familienanschluss, wir aßen zusammen, saßen im Winter gemeinsam am offenen Küchenherd, alte Lieder wurden aufgefrischt, und sie schlief auch irgendwo im Haus. Übers Jahr brachten wir ihr auch schon mal einige Sachen nach Hause und konnten sie nach einigen Tagen wieder abholen.

Nachbarn, das waren früher nicht nur Leute, die nebenan wohnten, sie hatten viel größere Bedeutung als heute. In Freud und Leid konnte man darauf bauen, dass sie Hilfe leisteten. An erster Stelle standen da die Notnachbarn, meist waren es zwei Familien, rechts, links oder gegenüber. Es waren auch Hauseigentümer und nach Möglichkeit von gleicher Konfession. Das ging auch meist über mehrere Generationen. Uns Kindern wurde schon früh beigebracht, seid nett zu den Nachbarn, spielt ihnen keine Streiche.

Stand eine Hochzeit an, wurde Nachbarschaftsrat abgehalten: „Wird gekränzt? Wie bringen wir uns ein beim Ausrichten der Feier?“ Beim Sterbefall kamen die Notnachbarn und Nachbarn zusammen zum Briefchenziehen. Es wurde festgelegt, wer in welcher Straße die Teilnahme an der Beerdigung ansagte. Selbstverständlich waren es auch die Nachbarn, die den Sarg trugen. Die Männer nahmen sich einen Tag Urlaub, kleideten sich in schwarz und trugen einen Zylinder. Die Frauen richteten die Raue oder Nachfeier aus.

Zur Erntezeit half man sich gegenseitig, beim Mähen, Dreschen und bei der Kartoffelernte. Wir Kinder wurden auch eingesetzt, vor allem bei der Heuernte. Wir mussten auf den Heuboden, um dort das Heu bis in die Dachsparren zu stampfen. Es war für uns keine Arbeit, sondern mehr ein Gaudi.

Es wurde viel untereinander ausgeliehen, meist Handkarren, Schubkarren u.s.w. Manchmal gab es auch schon mal etwas Ärger, wenn man die eigene Karre nach langer Zeit zurückleihen musste. Es ging auch hin und wieder etwas kaputt und ein alter Spruch lautet: „Goden Tag, Frau Flach, eck heff de Schuffkarr trüch gebracht, hev nex kapottgemarkt, tien Mark un det Rad leggen boventrop.“

1940, als der Krieg mit Polen vorbei war, kamen einige Kompanien der bespannten Artillerie auch zur Königshardt und nach Schmachtendorf. Es mussten Quartiere für die Soldaten und Ställe für die Pferde bereitgestellt werden. All die kleinen Kötter, die einen Kuhstall hatten, mussten diesen räumen für die Soldatenpferde. Obwohl nie viel Wohnraum vorhanden war, mussten Soldaten zum Schlafen aufgenommen werden. Für uns Jungen war das alles ein großes Erlebnis, denn bis dahin hatten wir nur vom Krieg gehört. Wir durften mit den Soldaten die Pferde striegeln, die Ställe ausmisten oder die Geschirre anlegen. Oft genug auch auf den Pferden reiten auf den Wiesen, zum Übungsplatz oder zum Hirschkamp. Dort war die Kommandantur und die Offiziere wohnten dort. Die Offiziere bekamen meist die Pferde von ihren Burschen gebracht und bis dort hin durften wir reiten. Wir kamen uns vor wie die Könige.

Auch sonst war allerhand los im Dorf. Es gab ja auch eine große Anzahl heiratswilliger Mädchen, die natürlich von den Soldaten umworben wurden. So manches Verhältnis bahnte sich an, und einige Ehen wurden geschlossen. Viele Feldpostbriefe und -päckchen erhielt die Soldaten später aus Schmachtendorf und Königshardt. Nach längerer Zeit der Ruhe bei uns ging es wieder an die Front über Heinsberg, Holland und Belgien bis nach Frankreich. Einige Soldaten kehrten nicht mehr zurück und viele wurden verwundet.

Einige von meinen gleichaltrigen Kameraden starben noch im Krieg, weil sie mit Granaten und Bomben "gespielt" hatten.



Schmachtendorfer Ansicht mit Möllmanns Mühle



Opa Möllmann führt seine Kuh spazieren



Schmachtendorfer Kinder am Feuerwehrturm an der Vandalenstraße